

(Nachdruck verboten.)

181

Daniel Junt.

Roman von Hermann Stegemann.

Die Mamsell trat zu dem Wirt.

„Herr Daniel, da ist der Zettel für den Spezereihändler.“

Daniel nahm Ranette das Papier ab und rechnete die Posten zusammen. Die Vorräte mußten erneuert werden. Er ging ins Bureau und setzte die Bestellung auf. Dann starrte er lange auf das Briefblatt, ohne Blick für das Geschriebene. Neue Bestellungen, und doch kam die Zeit nicht vom Fleck.

Der August stand vor der Tür. Daniel war's, als hätten die Tage Blei unter den Sohlen, so schlichen die Wochen. Und jeder Tag stieß ihn an und drängte ihn vorwärts, langsam Schritt für Schritt. Die Bläß war krepirt, über Nacht war auf einmal das Hinterbein, wo die alte übelheilende Wunde sich verkleisterte, rot angelauten, daß die Adern blau durch die Haut traten. Er hatte sie anseilen, einen Sack unter ihr durchziehen und sie darin hochheben lassen. So hing sie mehr als sie stand in dem leeren Stall. Der Sepple hockte neben ihr und tätschte ihr Wasser mit abgefottenen Seublumen auf den Rist. Am anderen Morgen hing ihr die Zunge aus dem Maul.

In La Motte machten sie ein großes Bejen um den Kadaver, bis der Veterinär aus Lürkheim kam und erklärte, es wäre keine Seuche. Auch keine Vernachlässigung. Schlechte Heilung, eine Infektion, kurz, der Stall war nicht verseucht, die Weide nicht in Gefahr. Aber Daniel nahm's als ein Zeichen. In dem alten Gemäuer hockte ein böses Gift. Es war mir noch gut, verbrannt zu werden, wie die Vetten, in denen ein Blatternkranker gestorben ist.

In ein paar Jährchen, da haben Sie hier oben ein Hotel ersten Ranges. Lassen Sie mir erst mal den Weiber fertig und die Straße gebaut sein. Müßte ja mit dem Deibel zugehen, wenn da nicht ein spekulativer Kopf ein Berghotel hinsetzte, mitten rinn in die herrliche Gebirgswelt.“

So hatte Herr Mastorf zu ihm gesagt, als sie auf dem Grat standen und in das Täfchen sahen, wo die Arbeiter mit den roten Meßstangen und den blitzenden Instrumenten hantierten.

„Das wagt keiner,“ hatte Daniel zwischen den Zähnen hervorgestoßen.

„Erlauben Sie mal, Herr Junt! So ein großes Wagnis ist das nicht. Sie erleben's noch, daß Engländer und Berliner hier Sommerfrische halten. Bei Ihnen nicht, das ist denen nicht dekorativ genug, überhaupt eine Mottenkiste Ihre Bude, wenn auch riesig nett, so alte, deutsche Art, aber wenn da unten einer in der Sonne baut, dicht am Wald und ein bißchen Reklame macht, dann regnen ihm die Taler durch den Schornstein. Mit dem nötigen patriotischen Empfinden natürlich. Kein Proteßler-Wirt, der lieber die Zimmer leer läßt, ehe er einen Preußen beherbergt.“

Daniel hatte die Zähne zusammengebissen und geschwiegen. Da war dem Baianer ein Gedanke gekommen.

„Wissen Sie was, bauen Sie doch. Sind ja prädestiniert dazu. Ihre alte Klitische ist den Abbruch wert.“

„Man baut nicht in den Tag hinein,“ hatte er kurz erwidert und war mit einem „Guten Tag“ weitergegangen, so daß auch Mastorf sich achselzuckend entfernt hatte.

Daniels Mißtrauen war damals rege geworden. Was wollte der Preuße? Ihn aushorchen, ihm einen Floh ins Ohr setzen? Dort, wo er mit dem Finger hingezigt hatte, war die Kälbermatte und die Ferme Girth; er kannte die schwarze Spur, die dort ins Mygras getreten war vom Sträßlein her. Dahinter stieg der Herrenwald nach La Motte hinab. Wußte Herr Mastorf, daß er auf dem Gemeindefeld sah, als Pächter? Das ging den Fremden einen Dred an. Daß er nur der Pächter war, das rieben sie ihm unter die Nase, die Buben, die ihm den Pfingstanz abtrogen, der Gemeinderat, der ihm die Weid sperren wollte. An den gemeinen Weidgrund hatte er kein anderes Recht als die im Dorf, aber das Haus und das Gartenland und soweit sein Sag lief über die Matte, von den krummen Kiefern bis zu den schwarzen Steinen, das

war sein. Hundert Jahre sind drei Geschlechter wert, und drei Geschlechter hatten aus der alten Ferme, wo ein Unterland aber keine Herberge gewesen war, aus dem abwärts moorigen, zum Grat hin steinigen dünnen Boden, das gemacht, was sie heute waren. Wenn das kein Recht war, hernach hatte auch der Herrgott kein Recht an der Welt, die er selber gemacht hatte.

„Das ist's, justament, das ist's.“

Er schlug mit der flachen Hand auf das Blatt Papier.

Die Tinte war schon lange getrocknet.

Ja, das war's. Er tat einen tiefen Atemzug, der hob ihm die Brust so frei, als wär auf einmal Luft geworden darin für alle Zeit.

Da klopfte es an der Tür.

„Gerein!“

„Guten Tag, Herr Daniel, Gier Sepple fährt ins Dorf, wollt Ihr mir eine Kommission besorgen?“

Die Fermiere von der Ferme Girth stand vor ihm und lachte ihn freundlich an. Sie hatte ihr Kermelleibchen an, aber ihre Brust ging hoch, ihr runder weißer Hals stach hell aus dem schwarzen Samt, und die roten Lippen ihres kräftigen Mundes waren feucht wie frische Beeren. Das braune Haar lag schwer um ihre Schläfen, über den großen glänzenden Augen bewegten sich die dunklen Brauen in heimlichem Spiel.

Daniel hatte sich aufgerichtet.

„Sagt dem Sepple Bescheid, Madame Girth. Er wird Euere Bestellungen ausrichten wie sonst.“

Seine Stimme klang trocken.

„Wie ehemals! Wahr, Daniel, sehr wahr!“

Sie war dicht an ihn herangetreten. Ihre Hände tasteten nach den seinen, und mit einer wilden Bewegung warf sie sich an seine Brust.

„Warum kommst Du nicht mehr? Lassen Dir Deine Gäste keine Zeit? Warum? Red Daniel!“

Er entwand ihr seine Hände, aber enger drängte sie sich an ihn, Knie an Knie, den ganzen blühenden Leib an ihn lehrend, daß ihr Herzschlag an seine Rippen stieß und sein Blut sich an ihrem entzündete.

„Lalie, menagier Dich ein wenig,“ erwiderte er rauh und machte sich frei.

„Daniell!“

Ihre Brust stürmte. Röte und Blässe jagten sich in ihrem Gesicht.

„Alsdann, was willst Du?“ fragte er und ging die Tür schließen.

„Was ich will, Daniel? Die Heirat, Du weißt es!“

Er hatte die Hände in die Taschen geschoben und rundete die Schultern, als er antwortete:

„Die Heirat, Eulalia? Hat Dir wer das Heiraten versprochen?“

Sie wich zurück bis an die Tür. Ihre Lippen bebten.

„Nein, aber ich frag' Dich drum, Daniel.“

„Nach zwei Jahren?“

„Du hältst schlechte Rechnung, Daniel,“ sprach sie mit unterdrückter, zitternder Stimme. „Das Leidjahr ist um, meine Ferme und das Anwesen in La Motte bring ich mit. Ich hab keine Freundschaft und keine Kinder.“

„Geh, Lalie, biet Dich nicht selber feil,“ unterbrach er sie.

„Daniel, es hat alles ein End,“ stieß die Fermiere leidenschaftlich hervor, und in ihrem weiß gewordenen Gesicht brannten die Augen. Er antwortete nicht, sondern starrte finster durch die Scheiben ins Freie.

Da trat sie dicht vor ihn hin, vergaß ihr leidenschaftliches Drohen und bettelte:

„Ich weiß, daß Du nicht bist wie die anderen, aber das sag ich Dir: ich bin's auch nicht. Ich bin dem Förster sein Kind, den die Wilderer vor zwanzig Jahren erschossen haben. Ich bin im „Guten Girthen“ gewesen in Kolmar, bis der Kronenwirt auf „drei Mehren“ —“

„Genug, Lalie. Ich weiß alles. Wie der Fermier Dich vom Kontor der „Krone“ geholt und geheiratet hat. Und die Chasseurs, die Fabrikherren und die Kolmarer Dragoner, die bei der schönen Fermiere im „Rebstöckle“ in La Motte Zuchs, Reh und Rebhühner vergessen haben . . .“

Er riß die Hände aus den Taschen und trat ans Fenster. Er schluckte herunter, was er noch Bitteres auf der Zunge gehabt hatte. Wohl, ja, er war bei ihr gewesen, früher, als die Frau noch gelebt hatte, er war zu ihr in die Käsekammer geschlichen, und am Morgen vor dem Tau wieder herausgekommen. Und später, das letzte Jahr — Teufel, ja. Auch da einmal, im Jörn, als es über ihn gekommen, als er das Dahocken und die Arme-nicht-rühren-können nicht mehr ausgehalten hatte. Er war des Abends von La Motte heraufgestiegen. An der Weidgrenze war sie ihm begegnet und hatte ihn angeredet. Und der Teufel hatte ihn im Seil, er war mit ihr in die Kammer gegangen. Aber heiraten wegen der Ferme und dem abgedorrtten „Nebstod“, der nach dem Tod des Jacqui Girth nicht mehr konzessioniert worden war und das Tabernenrecht verloren hatte, die Lalie heiraten! Nein, um alles nicht! Und wenn ihm die Nieren vom Leib gesault wären!

„Daniel, es stößt mir das Herz ab. Ich hab gewartet auf Dich Tag und Nacht. Sie gönnen mir's Leben nicht im Dorf. Ich gehör nicht zu ihnen. Und Du, der Großpächter der Gemeind, der Daniel, Du kannst es auch machen ohne sie. Wir zwei, Daniel! Ich verkomm auf dem Berg. Daniel, ich bitte Dich . . . ich hab noch keinen gern gehabt als Dich. Und wenn Du bei mir gewesen und fortgegangen bist — Daniel, ich kann nicht sein ohne Dich.“

Sie wagte nicht, ihn noch einmal zu umfassen, aber sie streckte die Hände aus nach seiner abgewendeten Gestalt, und die Worte kamen leise als heiße, abgebrochene Laute über ihre Rippen und zitterten brünstig zu ihm hinüber, daß heimliche Schauer über seinen Nacken gingen.

Er preßte die Stirn ans Fensterkreuz. Unten spannte der Sepple den Folt ein. Jetzt trat eine schlanke, schwarze Gestalt aus dem Haus, die den kleinen Léon auf den Armen trug. Es war Berthe. Berthe, an die er eben gedacht hatte.

„Daniel?“

Es war eine Frage, die hinter ihm klang.

Er drehte sich um und antwortete ruhig und entschieden:

„Blag mich nicht, Lalie. Du weißt, wie ich's mein.“

Sie strich mechanisch die Haare glatt mit den Handfläcken.

Unter den Augen traten bläuliche Schatten hervor, und ihr Mund war trocken heiß.

„Ich hab kein Recht auf Dich. Das stimmt. Aber ich hab gemeint, Du tätest mir eins geben. Weil ich Dich gern hab. Aber eins versprichst Du mir: Keine andere! Verstehst Du, Daniel? Keine!“

Da stampfte er mit dem Fuß auf.

„Und jetzt sag ich Dir: Du hast kein Recht an mich, weil mein Weg über kein Versprechen gegangen ist. So wenig als der Stuck ein gibt, wenn er Dir hundert Jahr ansagt. Aber das sag ich Dir: Was ich sonst tu, das ist mein Sach.“

„Du bist versprochen, Du heiratest?“

Sie schrie es ihm entgegen und hatte plötzlich alle Ermattung vergessen. Unwillkürlich hob sie die Hand wie zum Schläge.

Da packte er ihr Handgelenk und riß den Arm herab.

„Das ist mein Sach, Lalie, mein Sach!“

Er sah ihr mit herrischen Blicken fest in die Augen, die Zähne bligten unter dem Schnurrbart, als er die Worte hervorstieß, und er fühlte, wie ihr Arm erschlaffte; ihre Augensterne wurden kleiner, ein Bittern schüttelte ihre Schultern.

„Laß mich, Daniel.“ Sprach sie nach einer Weile mit tonloser Stimme, und er gab ihr Handgelenk frei.

An der Tür wandte sie noch einmal den Kopf:

„Gut — leb wohl.“

„Adieu.“ antwortete er und blieb aufrecht stehen, den Blick auf die Tür gebettet, bis sie gegangen war.

Die Ferme Girth, der „Nebstod“, an denen lag ihm nichts. Und die Fermière! Wenn nur der Sommer erst zu Ende war! Und das Berthele, das dort seinen Léon auf dem Arm trug! Er hatte sie auch auf dem Mönchsfelschen stehen sehen. Sie langweilte sich am Ende auf dem Berg. Mit dem Léon, da konnte sie es gut. Als ob ihr so ein Baby gefehlt hätte! Es war drollig, das kleine Männle, aber anfangen konnte man nichts mit ihm. Später, dann kam's vielleicht. Wenn sie ihn als Geschenk gewollt hätte, er hätte ihn ihr geschenkt. Später, wenn der Nesthocker in die ersten Hufe gefahren war, dann war er ihr schon wieder feil. Aber hier, in der Budise sollte der nicht hocken und mit dem Kopf an die Decke stoßen! Sein Vater stieß sich schon den Schädel ein daran. Der Pub nicht, da war er gut dafür!

Er tat's keinem zu Unrecht. Sein Sach war's, und wenn das Berthele mit ihm haufen wollte unter dem neuen Dach, er wollte es warm halten und ihm die Hände unter die Füße legen. So ein zartes Maidle, wie das Berthele war, da war das kurze Ehejahr drübergegangen, ohne eine Spur zu lassen.

So liefen auf einmal die Gedanken in seinem Hirn, als der rote Kof der Fermière aus der Tür gegangen war. Er nahm den Brief für den Kaufmann vom Tisch und ging hinunter. Berthe war mit dem Kinde über die Matte gelaufen und saß mit ihm unter der Arve, die als Wächter vor den Hochwald gestellt war.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Drama im Eisenbahn-Waggon.

Von G. de la Rocque. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Dr. Joseph John.

Das Polizeikommissariat des Pariser Westbahnhofs. — Zwei Individuen, von denen sich das eine im Besitz eines Koffers und einer Reisende befindet, betreten das Bureau, eskortiert von zwei Schulheuten und einem Duzend Neugieriger. Der Kommissar läßt die letzteren entfernen und schreitet sofort zur Untersuchung des „Falles“.

Der Kommissar (sich an den Herrn mit dem Koffer wendend): „Sie wollen sich über Ihren Reisegefährten beschweren?“

Der Herr mit dem Koffer: „Ich? Durchaus nicht! Im Gegenteil, der Herr hier (er zeigt auf das zweite Individuum, dessen verstörte Mienen und schredensbleiches Gesicht eine starke Gemütsbewegung verraten), der Herr hier hält mich für einen Verbrecher und behauptet, ich hätte jemand ermordet.“

Der Kommissar: „Schön! (Sich an den zweiten Reisenden wendend.) Also Sie behaupten, dieser Herr habe jemand ermordet?“

Der zweite Reisende: „Zawohl, Herr Kommissar, und ich halte meine Behauptung aufrecht. Dieser Herr (er zeigt auf seinen Reisegefährten) hat zweifelsohne einige Minuten bevor ich sein Abteil betrat, ein schredliches Verbrechen begangen, und wenn ich beim Anblick seiner Galgenphysiognomie nicht sofort Verdacht geschöpft und auf meiner Hut gewesen wäre, würde ich jetzt ganz gewiß nicht mehr hier sein.“

Der Herr mit dem Koffer: „Wenn Sie nicht solch ein Gasenfuß wären, würden wir ganz gewiß beide nicht hier sein, weder Sie noch ich, mein Verehrtester!“

Der Kommissar: „Schweigen Sie! (zum zweiten Reisenden) Zunächst einmal: Wie heißen Sie?“

Der zweite Reisende: „Taupanel, Herr Kommissar.“

Der Kommissar: „Schön! Also, Herr Taupanel, erzählen Sie uns zunächst, was Sie beobachtet haben!“

Taupanel: „Zehr gerne. Die Sache ist in zwei Worten folgende, Herr Kommissar. In geschäftlichen Angelegenheiten — ich bin Fabrikant von imitierten Perlmutterknöpfen — genötigt, nach Paris zu reisen, verließ ich heute nachmittag meine Wohnung, um mich zum Bahnhof zu begeben. Sie wissen, wie es häufig geht: man glaubt immer noch Zeit zu haben und kommt schließlich erst im letzten Augenblick zur Bahn. So ging es auch mir. Ich betrat den Wartesaal, als der Zug aus Lyon gerade in die Halle einfuhr. Ich hatte just noch Zeit, ein Billett zu lösen und ins erste beste Coupé zu springen, ohne darauf achten zu können, mit wem ich zusammen reisen sollte. Ich bedauere das unendlich, denn wenn ich meiner Reisegesellschaft beim Einsteigen mehr Aufmerksamkeit geschenkt hätte, würde ich sicherlich ein anderes Vis-a-vis als dieses Individuum gewählt haben.“

Der Kommissar: „Zur Sache! Zur Sache!“

Taupanel: „Es ist unbedingt notwendig, Herr Kommissar, daß Sie die Angelegenheit von Anfang an genau kennen lernen . . . Ich fahre fort. Mein plötzliches Erscheinen im Coupé, gerade als der Zug sich bereits wieder in Bewegung setzte, erschreckte meinen Reisegefährten außerordentlich. Er zuckte zusammen und schloß hastig den Koffer, den er geöffnet auf den Knien hielt, den nämlichen Koffer, welchen er noch in diesem Augenblick in der Hand hält.“

Aber so lebhaft seine Bewegung auch gewesen war, ich hatte dennoch Zeit gehabt, etwas zu sehen, was mir das Blut in den Adern erstarren ließ. Was ich gesehen hatte und was Sie Ihrerseits sehen werden, Herr Kommissar, war ein Kopf, ein Menschenkopf, augenscheinlich erst soeben vom Kumpf getrennt, denn die umhüllenden Lappen und Zeitungsblätter waren stark blutgetränkt.“

Ihnen die sechsen Qualen schildern zu wollen, welche ich von Laroche bis Paris ausstand, wäre verlorene Liebesmühe. Ich würde mich nicht wundern, wenn mein Haar infolge des ausgestandenen Schreds plötzlich weiß geworden wäre. Nun werden Sie mir gewiß vorhalten, ich hätte um Hilfe rufen, die Notbremse ziehen, an die Scheibe des Nachbarcoupés klopfen, kurz, die Aufmerksamkeit auf mich lenken müssen. Das ist leicht gesagt, aber schwer getan.

Bevor ich mir zunächst über die Situation, in der ich mich befand, ganz klar geworden war, hatte der Zug bereits eine beträchtliche Strecke zurückgelegt — es war ein Schnellzug — und der

Bahnhof lag schon fern. Dann enthielt das Nachbargroup, ich sah es durch die kleine Scheibe, keine Menschenseele, und schließlich hatte mein Reisegefährte — wahrscheinlich in guter Absicht — sich gerade unter die Rotbremse gesetzt.

Der Kommissar (zum Angeschuldigten): „Was haben Sie darauf zu erwidern?“

Der Herr mit dem Koffer (spöttisch): „Lassen Sie, bitte, den Herrn weiter erzählen. Ich bin begierig zu erfahren, wie weit menschliche Dummheit gehen kann.“

Der Kommissar: „Verschlimmern Sie nicht Ihre Situation durch übelangebrachte Späße! Man wird Ihren Koffer untersuchen, und wenn sich in der Tat ein Menschenkopf darin finden sollte, werden Sie die Herkunft dieses Leichenteiles zu erklären haben.“

Der Herr mit dem Koffer: „Einen Augenblick! Einen Augenblick! Sie können meinen Koffer nachher untersuchen. Ich bin zunächst neugierig, die weiteren Beobachtungen des Herrn Taupanel kennen zu lernen.“

Taupanel (der sich zu erholen beginnt): „Sie besitzen eine gehörige Dosis Zynismus, das muß ich sagen! Er dreht ihm den Rücken und fährt, sich an den Kommissar wendend, fort: „Mein Reisegefährte hatte sich also gerade unter die Rotbremse gesetzt. Aber da er sich gleichzeitig unter der Lampe befand, konnte ich ihn aufmerksam beobachten, und ich entdeckte sehr bald, daß er Blutflecke an den Händen hatte, und daß ein gleichfalls mit Blut besetztes Tuch aus dem schlechtgeschlossenen Koffer hervorquollte.“

Sie werden mir zugeben, Herr Kommissar, daß auch der Tapferste bei dieser Entdeckung eine Anwendung von Furcht nicht würde haben unterdrücken können, umso mehr, als der Mann mich beständig mit schrecklichen Blicken maß. (Heiterkeit des Angeschuldigten.) Jawohl, mit schrecklichen Blicken! Ich halte es aufrecht. Und wenn ich während der ganzen Fahrt — und es ist eine lange Strecke von Laroche bis Paris — mich nicht schlafend gestellt hätte, ich weiß nicht, was mir passiert wäre.

Zum Glück täuschte ihn meine scheinbare Ruhe. Ich besaß Seelenstärke genug, die entsetzliche zu Angst verbergen, welche ich empfand, und als wir hier in den Bahnhof eintraten und der Mörder Miene machte, das Coupé zu verlassen und zu entwischen, rief ich zwei Schutzleute herbei. Diese Herren waren, nachdem ich sie kurz von dem Sachverhalt unterrichtet hatte, sofort bereit, mir bewaffneten Beistand zu leisten. Und so hat die Justiz jetzt dank mir einen wahrscheinlich höchst gefährlichen Verbrecher in Händen. Ich bin glücklich, mit meinen schwachen Kräften dazu beigetragen zu haben, einen . . .“

Der Kommissar (den Panegyrikus Taupanel's kurz unterbrechend): „Das genügt. Da Sie Ihre Behauptung aufrecht erhalten, werden wir jetzt den Koffer dieses Individuums untersuchen.“

Auf einen Wink des Vorgesetzten stürzt ein Schutzmann herbei. Das verdächtige Individuum reicht ihm bereitwilligst den Schlüssel.

„Bitte, nicht aufbrechen, mein Lieber. Ich möchte ihn auch noch später gebrauchen.“

Der geheimnisvolle Koffer ist geöffnet. Er enthält in der Tat blutgetränkte Lappen und Zeitungen. Instinktiv weicht jedermann zurück, und die beiden Schutzleute packen das gefährliche Individuum fester, um ihm jede Fluchtmöglichkeit zu rauben.

Nur noch eine Hülle ist zu entfernen und der Leichenteil wird zum Vorschein kommen. Taupanel ist einer Ohnmacht nahe; der Kommissar und sein Sekretär, welche doch oft genug ähnlichen Szenen beigewohnt haben, fühlen einen leichten Schweiß auf ihrer Stirn perlen; der Schutzmann, der das schreckliche Paket enthielt, zittert wie Espenlaub.

Zust in diesem feierlichen Moment bricht der Angeschuldigte in ein homerisches Gelächter aus.

Alle Blicke richten sich auf ihn. Der Kommissar macht Miene, seiner Entrüstung über dieses skandalöse Vernehmen Ausdruck zu geben, aber plötzlich verstummt er mit halb offenem Munde.

Der schreckliche Leichenteil ist enthielt: es ist — ein harmloser Schweinskopf, ganz frisch abgeschritten, wodurch das reichlich vergossene Blut erklärt wird, aber banal und harmlos trotzdem, sogar mit einem leichtspöttischen Lächeln um die geschlossene Schnauze.

Die Schutzleute und der Sekretär können nicht länger an sich halten. Sie brechen ebenfalls in Lachen aus. Nur zwei Personen bleiben ernst: Taupanel und der Kommissar.

Verkämmt und verwirrt würde der erste sich am liebsten in irgend ein Maulloch verkrühen. Der Kommissar, böse darüber, daß er so gepöppelt worden ist, will seinem Zorn freien Lauf lassen, als er das fassungslose Gesicht des unglücklichen Perlmutterkopffabrikanten bemerkt.

Der Kommissar (zu Taupanel): „Von rechtswegen verbieten Sie, daß ich Sie diese Nacht ins Depot sperre, damit Sie lernen, erst nachzudenken, bevor Sie den gefeierten Apparat der Justiz in Bewegung setzen. Wenn ich es nicht tue, geschieht es einzig und allein aus dem Grunde, weil ich annehme, daß Sie in gutem Glauben gehandelt haben, und weil Sie durch die schreckliche Angst, die Sie während der Eisenbahnfahrt ausgestanden haben, hinlänglich bestraft sind.“

„Sie dagegen,“ fährt der Beamte fort, sich an den Besitzer des mysteriösen Koffers wendend, „Sie scheinen mir ein ganz gerissener Späßvogel zu sein. Aber Sie haben Glück. Ich kann nicht das

kleinste Strafmandat gegen Sie erlassen; sonst sollten Sie mal etwas erleben! . . . Gehen Sie jetzt und hüten Sie sich, mir noch einmal in die Hände zu fallen!“

Die beiden Männer verlassen inmitten einer dichten Menge Neugieriger, welche draußen das Resultat des Verhörs erwartet hat, den Bahnhof.

Der Pseudomörder entfernt sich hastig, ohne sich noch einmal nach seinem Opfer umzusehen. Schon hat er die Ausgangspforte erreicht und schickt sich an, die große Treppe herabzusteigen, als eine gebieterische Stimme ihn plötzlich zurückerst: „Heda, Herr! Haben Sie nichts zu versteuern?“

Taupanel ist gerächt. Er hat dem Steuerbeamten verraten, daß sein Reisegefährte einen Schweinskopf in seinem Koffer mit sich führt, und der Beamte tritt in Funktion. Neue Aufregung; neuer Kreis von Gaffern; Protokoll gegen den Delinquenten, der die Stadt Paris um die beträchtliche Summe von 85 Centimes für sechs Kilogramm unbergollten Speck hat betrügen wollen. —

Kleines feuilleton.

a. Junktregierungen in Italien. Viel früher als in Deutschland entwickelte sich der Kampf der Fünfte mit den Geschlechtern um die Anteilnahme am städtischen Regimente in den oberitalienischen Städten. Der Kampf der Welfen mit den Gibellinen wäre dort lange nicht so blutig und andauernd gewesen, wenn die Streitigkeiten der Geschlechter mit den Fünften dabei nicht eine so verhängnisvolle Rolle gespielt hätten. Und doch brachten alle diese schweren Kämpfe nie einen vollen Entscheid. Wenigstens gelang es den Fünften, mit Ausnahme einer kurzen Frist in Florenz, nie die Macht der Geschlechter auf die Dauer und endgültig zu brechen. Im Gegenteil, es scheint, als ob die Fünfte sich selbst nicht die Kraft zugetraut hätten, die Herrschaft und das Regiment in den Städten zu führen. Immer wieder stellten sie sich nach ihren Siegen freiwillig mehr oder weniger unter die Vormundschaft des Adels. Und doch hätten sie alle Ursache gehabt, ihre abligen Feiniger zu fassen. Bis 1240 zahlten die Adligen in Mailand überhaupt keine Steuern und büßten den Todschlag eines Handwerkers nur mit einer lächerlich geringen Geldsumme. Trotzdem übertrugen die Fünfte immer wieder einem Adligen die höchste Amtswürde. In Bologna führte ein sogenannter Potestas als höchste Amtsperson das Stadtr Regiment. Er war ein Adliger. Wohl suchten sich die Fünfte durch peinlich ausgefüllte Maßregeln vor etwaigen Uebergriffen ihres adligen Stadtoberhauptes zu schützen, aber es war und blieb Fließ- und Stüdwert. Der Potestas mußte ein Fremder sein und durchaus keine örtlichen Familienverbindungen haben, noch im Stadtbiete irgendwie ansässig sein. Seine Güter mußten mindestens 60 Meilen von Bologna entfernt liegen. Weder ihm selbst, noch seinem Dienstgefolge von Richtern und Rittern durften die Frauen folgen. Auch Söhne über 15 Jahren durften nicht anwesend sein, außer wenn sie in Bologna die hohe Schule besuchten. Von der Dienerschaft durfte niemand in den letzten drei Jahren in der Stadt gewohnt oder daselbst in Diensten gestanden haben. Den Bürgern war jeder Verkehr mit der Dienerschaft untersagt. Die Wahl geschah von vierzig Bürgern, je zehn aus den vier Stadtteilen, die Bologna hatte. Diese vierzig Wahlmänner ihrerseits wurden wiederum von der Gesamtzahl aller Bürger in den vier Stadtteilen durch das Los gewählt. Jeder Stadtteil wählte seine zehn Mann gesondert. In eine Urne wurden die Namen aller Bürger, in eine andere ebenso viele leere Zettel, von denen nur zehn die Aufschrift „Wahlmänner“ trugen, getan. Zwei Knaben zogen. Wessen Namen zugleich mit einem Wahlmannzettel gezogen wurde, war gewählt. Auf ebensolche Weise wurden die Wahlmänner für den großen, wie auch den kleinen Rat gezogen. Die Zahl der Mitglieder für den kleinen, wie auch den großen Rat war nach unserer Meinung ungeheuer groß. 1256 nach dem Siege der Fünfte stieg der kleine Rat auf 800, unter Zuziehung des Landes der große auf 2400 Mitglieder, die aber 1292 auf 2000 beschränkt wurden. Die Wahlmänner nun wurden in die Stiftskirche eingeschlossen, von Beamten bewacht und durften vor geschahener Wahl die Kirche nicht wieder verlassen. Die Wahl erfolgte mit 27 Stimmen, d. h. zwei Drittel Majorität und durfte der Gemählte mit niemand der Wähler bis zum dritten Grade verwandt sein. Der Potestas mußte mindestens 35 Jahre alt sein. Die Amtsdauer war kurz, nämlich nur ein halbes Jahr, brachte aber in Bologna sechshundert Pfund bolognesischer Währung ein. Dazu kamen 25 Pfund für Wachs und Siegelgebühren, außerdem hohe Tagegelber für Geschäftsreisen. In Verona wurden gar 3000 Pfund für das halbe Jahr dem Potestas gezahlt. Was wir in Preußen Deutschland heute noch nicht haben, nämlich eine Beamtenverantwortlichkeit, hatte man damals schon in den italienischen Städten. Der Potestas war zur Rechnungslegung und zum Amtsbericht verpflichtet, bevor ihm der Syndacus der Stadt nicht Decharge erteilt, durfte er die Stadt nicht verlassen. Das hatte nun manchmal seinen Galen. 1289 wurde in Bologna ein Potestas bei der Rechnungsablegung gesteinigt, 1315 ein solcher zu hundert Pfund Selbsttaxe verurteilt. Recht ungemütlich wurden 1257 die Mailänder mit ihrem Potestas. Sie verurteilten ihn zu 12 000 Pfund Geldstrafe, und da er diese ungeheure Summe natürlich nicht aufbringen konnte, richteten sie ihn und verscharrten seinen Leichnam im Stadtgraben. Die höchste Gerichtsbarkeit lag in den Händen des Potestas. Bis

Mäster brachte jedesmal der Potestas mit. Von diesen auswärtigen Mätern mußten jedoch mindestens zwei die höchsten Rechtsgrade an den Hochschulen von Bologna, Padua, Peonia oder Pavia erlangt haben. Aber wie bei einiger Klugheit sich ohne weiteres hatte voraussehen lassen, hielt der Potestas es in allen sich entwickelnden Streitigkeiten mit den Geschlechtern. Die Zünfte glaubten daher wunder was für einen klugen Streich zu tun, als sie später die Herrschaft des Potestas teilten und ihm als Mitregenten einen von den Zünften gewählten Volkshauptmann mit gleichen Rechten an die Seite setzten. Unter dem Volkshauptmann standen dann als Aufsichtsbehörde die Zunftmeister und die Fahnenführer der Waffengenossenschaften, d. h. die Anführer und Befehlshaber der bewaffneten Zünfte. Aber auch der Volkshauptmann, dessen Dienstzeit ebenfalls sechs Monate betrug, mußte wie der Potestas mindestens seit fünfzig Jahren dem Adel angehören, und aus einer Gegend stammen, die mindestens fünfzig Meilen von der Stadt lag. Seit fünf Jahren durfte er nicht in Diensten von Bologna gestanden, noch in der Stadt gewohnt haben. Weder er noch einer seiner Verwandten durfte bis zum vierten Grade mit denjenigen verwandt oder verschwägert sein, die in den letzten drei Jahren Potestas oder Volkshauptmann in der Stadt gewesen, noch in eines solchen Diensten gestanden haben. Der Volkshauptmann mußte mindestens vierzig Jahre alt sein, weder eine Frau noch dienende Mädchen mitbringen. Den Bürgern war jeder außerordentliche Verkehr mit dem Volkshauptmann oder seinen Leuten untersagt. Sein Hülfpersonal brachte sich auch der Volkshauptmann von auswärtig mit. Es bestand aus einem Stellvertreter, einem Juristen von mindestens 35 Jahren, der die höchsten Rechtsgrade an einer der vier juristischen Hochschulen Oberitaliens erworben haben mußte, außerdem aus zwei Mätern, die nicht unter 30 Jahre zählen durften. Der Volkshauptmann mit seinen Begleitern, einer Anzahl Notarien und Schreiber nebst fünfzig uniformierten bewaffneten Dienstknechten wohnten im Amtsgebäude. Das Gehalt war für die sechs Monate, wohl insolge verschlechterter Münzverhältnisse bei Einführung der Volkshauptmannschaft, 2500 Pfund, nebst fünfzehn Pfund Schreib- und Siegelgeld und freier Verpflegung von acht Pferden. Während der Dienstzeit wurden ihm zwei Drittel seines Gehaltes ausgezahlt, ein Drittel mußte als Kaution stehen bleiben. Der Volkshauptmann teilte mit dem Potestas die peinliche Strafgerichtsbarkeit, je nachdem bei einem Verbrechen eine der beiden Dienststellen zuerst Anzeige davon erhielt. Volkshauptmann und Potestas fungierten gegeneinander als höchste Disziplinarrichter. Meiniger Untersuchungs-, Urteils- und Vollstreckungsrichter blieb der Potestas nur in Rentkammergeschäften. Alle anderen Disziplinen und Gerichtsvorfälle teilte er mit dem Volkshauptmann. Dagegen ließ der Potestas alle gefällten Urteile durch einen Gerichtsfahnenführer, die vor allen Dingen die Blutfahne führten, vollstrecken. Zur Sicherheit für die Bürger standen jedoch neben den Gerichtsfahnenführern noch acht Stadtkatzen, aus jedem Stadtteile zwei, als oberste Behörde. Volkshauptmann, Fahnenführer und Stadtkatzen waren während ihrer Amtsdauer frei von Lasten und unerleidl. Tod stand auf Verletzung einer dieser Personen mit den Waffen, war kein Blut geflossen, Gefängnis und hohe Geldstrafen. Diese Unverletzlichkeit erstreckte sich auch auf die Verwandten genannter Personen. Wer in ihrer Gegenwart die Waffen zückte, verlor die Hand. Im Gegensatz zu den übrigen Bürgern durften sie Waffen tragen. Während ihrer Amtsdauer war ihr Eigentum unangreifbar, alle ihre sonstigen Geschäfte erhielten während dieser Zeit ein Notatorium. Die Befreiung von allen städtischen Lasten dauerte noch ein Jahr über ihre Amtsdauer hinaus. In ihren Amtswohnungen, auch nicht auf den Vorplätzen durften Schuldner verhaftet werden. Für ihre Amtsführung waren Volkshauptmann wie die übrigen alle verantwortlich. Dem Syndacus der Stadt waren sie haftbar.

Trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln dauerten die Streitigkeiten in Bologna zwischen Zünften und Geschlechtern fort, sodaß 1360 die Stadt unter päpstliche Herrschaft kam. Die von den Zünften getroffenen Einrichtungen, Potestas und Volkshauptmann, dauerten dabei fort.

Aus dem Pflanzenleben.

ie Herbstliche Blätter. Die Entfärbung der Farben der Herbstblätter ist vor mehr als 30 Jahren durch Sorby erforscht worden, dessen Untersuchungen noch heute in Ehren stehen. Er unterscheidet nicht weniger als 20 verschiedene Farbstoffe, die er in Gruppen teilte, je nachdem sie grüne, gelbe, goldene, rote oder braune Farben hervorbrachten. Die dunkelbraune Färbung des Heidekrauts z. B. entsteht durch denselben Farbstoff, der in den Blättern der Blutbuche wirksam ist, und in beiden Fällen stellt die Färbung einen Versuch seitens der Pflanze dar, sich vor den Sonnenstrahlen zu schützen; beim Heidekraut kann man leicht sehen, daß die Seite am stärksten gefärbt ist, die der Sonne am meisten ausgesetzt ist. Die hellgelben oder orangenen Tinten von Herbstblättern stammen selbstverständlich von einem anderen Farbstoff her, übrigens dem nämlichen, der die Strohblumen gelb färbt. Die rote Farbe in dem scheidigen Blatt des Storchschnabels ist die gleiche, wie in der Blüte dieser Pflanze, und die Purpurfarbe des Nübenblatts stimmt dem Ursprung nach überein mit der Farbe der Gartenleioje. Viele der im Herbst hervortretenden Farben entstehen gar nicht erst in dieser Jahreszeit, sondern sie werden nur jetzt sichtbar, weil der grüne Farbstoff in den Blättern verschwindet oder sich wenigstens vermindert, der sie bis-

her überdeckt hat. Im Herbst vollzieht sich mit der Verminderung der Lebenskraft der Pflanze eine Wanderung aller Stoffe, die der Pflanze für die Zukunft noch von Nutzen sein können, von den Blättern in den Stamm hinein. Die in den Blättern zurückbleibenden Stoffe, denen die Herbstfarben hauptsächlich zuzuschreiben sind, haben eben keinen weiteren Nutzen für die Pflanze, es ist im Gegenteil ein Vorteil für sie, sich ihrer zu entledigen. Das ist ein besonderer Grund, warum die Pflanze die Blätter schließlich ganz abwirft. Würden die Bäume auch bei uns ihre Blätter im Winter behalten, so würde ein starker Schneefall sie in große Gefahr bringen, denn mancher Ast würde unter der Last brechen. Vielleicht haben auch aus diesem Grunde die immergrünen Bäume ganz glatte, unbehaarte Blätter, damit deren Gewicht möglichst wenig durch Körper, die sich daran heften wollten, vermehrt wird. Das Abfallen der Blätter im Herbst ist eine der weisesten Einrichtungen der Natur, die zuerst von dem deutschen Botaniker Hugo v. Mohl vor fast einem Jahrhundert beobachtet wurde. Frost und Wind spielen beim Abstreifen der Blätter eine weit geringere Rolle, als im allgemeinen angenommen wird. Es ist auch für den Baum weit vorteilhafter, daß das Abfallen von selbst, ohne Mitwirkung des Windes, geschieht, damit das Laub sich in der Umgebung des Stammes ansammelt und dort den Boden zu Nutzen des Baumes düngt. Wenn der Herbst naht, so bildet sich an der Blattbasis nach dem Ansatz des Blattstiengels eine Querschicht von Zellen, die durch ihr Gewicht auf die Ablösung des Blattstiels hinwirkt, so daß dieser schließlich nur noch durch eine ganz dünne Scheibe mit dem Ast zusammenhängt. Man kann diese Scheibe oft mit bloßem Auge sehen. Der endgültige Riß mag dann vielleicht mit Hilfe des Windes geschehen, häufiger aber jedenfalls durch das Gewicht des Blattes selbst. Endlich kann das Abbrechen der Blätter auch durch den Frost veranlaßt werden. Wenn strenge Kälte eingetreten ist, so friert die Flüssigkeit in der erwähnten Scheibe, dehnt sich aus und trennt dadurch den Blattstengel vom Ast. Beide bleiben zunächst noch durch eine dünne Eisschicht in Verbindung, nach deren Abschmelzen das Blatt dann zur Erde fällt. Manches an den herbstlichen Farben der Blätter kommt freilich nicht von innen, sondern wird durch äußere Ursachen bewirkt. Die Flecke auf den Eichenblättern werden bekanntlich durch die auf der Unterseite sitzenden flachen rötlichen Galläpfele hervorgerufen. Eine ähnliche Erscheinung ist an den Blättern der Esche zu beobachten, die andere, bloße Farben auch durch verschiedene Pilze erwerblich können. Die Pilze sind überhaupt an erster Stelle zu nennen, wenn von der Zerstörung und Verfärbung der Blätter die Rede ist. Uebrigens beginnen manche Bäume mit dem Abwerfen ihrer Blätter von oben, andere von unten. Eine Esche oder Buche färbt ihre Blätter an der Spitze rot oder golden, wenn der untere Teil noch ganz grün ist, während bei der Linde, der Pappel und anderen Bäumen umgekehrt die Verfärbung von unten nach oben fortschreitet.

Humoristisches.

- Mit Reserbe. „Du, Frißi, unsere Freundin sagt, ihr Geliebter sei ein Zugendspiegel.“
- „Ja, aber ein zerbrochener.“
- Persönliche Auffassung. „Merkwürdige Begriffsverwirrung! Das nennt sich nun eine Wohlthätigkeitslotterie und dabei ist der Hauptgewinn — ein Klavier!“
- Im Zweifel. Rechtsanwält: „... Ich weiß nicht, aus Ihnen werde ich nicht klug!“
- „Dauer: Ja, wenn S' erst aus mir klug wer'n woll'n...“
- „Nach a is g'fehlt!“
- (Meggendorfer-Blätter.)

Notizen.

- Brockhaus kleines Konversations-Lexikon beginnt in fünfter, völlig neubearbeiteter Auflage am 15. Oktober in Heften zu erscheinen.
- Friß Mathner legt, wie der „Börse-C.“ erfährt, das Amt eines Theaterkritikers nieder und übersiedelt nach Freiburg i. Br. Er will sich dort in Ruhe größeren wissenschaftlichen Arbeiten widmen.
- Josef Lauffs neuer Roman führt den Titel „Frau Meit“.
- „Die Bonbonniere“, eine neue vieraktige Operette von Vertram Sänger geht im Laufe dieser Spielzeit im Wiener Karl-Theater zum erstmaligen in Szene.
- Das Kunstgewerbemuseum in Kristiania eröffnete eine Ausstellung „Deutsche Buchkunst“, zu der der deutsche Buchgewerbeverein in Leipzig das von ihm auf der Weltausstellung in St. Louis vorgeführte Material zur Verfügung stellte.
- Zur Herstellung von Sauerstoff aus flüssiger Luft (Verfahren Pictet), wurde in Wilmersdorf eine Fabrik errichtet.
- Vom 9. bis 15. September findet in Innsbruck eine Zusammenkunft der Direktoren aller größeren meteorologischen Institute der Welt statt. Ueber 60 Verhandlungspunkte kommen zur Sprache.